

UNIVERSITÄTSTAGE 1963

VERÖFFENTLICHUNG
DER FREIEN UNIVERSITÄT BERLIN

UNIVERSITÄT
UND UNIVERSALITÄT



WALTER DE GRUYTER & CO. / BERLIN
VORMALS G. J. GÖSCHEN'SCHE VERLAGSHANDLUNG · J. GUTTENTAG, VERLAGS-
BUCHHANDLUNG · GEORG REIMER · KARL J. TRÜBNER · VEIT & COMP.

1963 ·

Archiv-Nr. 3601631

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung in fremde Sprachen, vorbehalten.

Ohne ausdrückliche Genehmigung des Verlages ist es auch nicht gestattet, dieses Buch oder Teile daraus auf photomechanischem Wege (Photokopie, Mikrokopie) zu vervielfältigen.

INHALTSVERZEICHNIS

WALTER SCHULZ (Prof. Dr. phil., Philosophie, Univ. Tübingen): Zum Verhältnis von Philosophie und Wissenschaften	5
GEORG KOTOWSKI (Prof. Dr. phil., Neuere Geschichte, Freie Universität Berlin): Wilhelm von Humboldt und die deutsche Universität	16
JACOB TAUBES (Prof. Dr. phil., Judaistik, Columbia-University, New York, z. Zt. Gastprofessor Freie Universität Berlin): Die Intellektuellen und die Universität	36
KARL AUGUST BETTERMANN (Prof. Dr. iur., Staats- und Verwaltungsrecht, Freie Universität Berlin): Die Universität in der freiheitlich-demokratischen Grundordnung ..	56
MARGHERITA VON BRENTANO (Dr. phil., Philosophie, Freie Universität Berlin): Die Situation der Frauen und das Bild „der Frau“ an der Universität	73
KURT HÜBNER (Prof. Dr. phil., Philosophie, Technische Universität Berlin): Das Ideal der Exaktheit und die Wissenschaft	94
AUGUST NITSCHKE (Prof. Dr. phil., Geschichte, Technische Hochschule Stuttgart): Universität und Technische Hochschule	109
ERICH SCHRÖDER (Prof. Dr. med., Sozialhygiene und öffentl. Gesundheits- wesen, Freie Universität Berlin): Vom Auftrag der Medizin	121
PETER MÜLLER (cand. phil., Freie Universität Berlin): Der Student und die Hochschule	135
HANS PAUL BAHRDT (Prof. Dr. phil., Soziologie, Universität Göttingen): Soziologie der „Massenuniversität“	150
JÜRGEN HABERMAS (Prof. Dr. phil., Philosophie, Universität Heidelberg): Vom sozialen Wandel akademischer Bildung	165
FRITZ NEUMARK (Prof. Dr. rer. pol., Dr. h. c., Dr. h. c., Wirtschaftliche Staatswissenschaften, Universität Frankfurt): Die Wirtschaftswissenschaft in der Politik	180

ZUM VERHÄLTNIS VON PHILOSOPHIE UND WISSENSCHAFTEN

Von Walter Schulz

Wenn man heute über das Verhältnis von Philosophie und Wissenschaft in einer der gegenwärtigen Situation angemessenen Weise nachdenkt, so muß man sich zuerst von einer Vorstellung lösen, an die wir uns von der Tradition her gewöhnt haben. Nach dieser Vorstellung bilden die Wissenschaften ein sinnvolles Ganzes, und die Philosophie, die selbst die höchste Wissenschaft ist, vermag den Zusammenhang, d. h. die innere Systematik des wissenschaftlichen Universums zu bestimmen. Diese Vorstellung entspricht nicht mehr der wirklichen Lage. Der Kosmos der Wissenschaften ist heute zerfallen. Die Wissenschaften haben sich weitgehend spezialisiert. Sie sind einander so entfremdet, daß es einem einzelnen Forscher kaum mehr möglich ist, sich in mehreren Wissenschaften wirklich auszukennen. Angesichts dieser Lage erwächst die Aufgabe, sich klar zu machen, was eigentlich das Wesen dieser modernen Situation ausmacht. Das ist aber wiederum nur möglich, wenn man die geschichtliche Genesis dieser modernen Situation untersucht. Eine solche Aufgabe übersteigt freilich die Möglichkeiten, die einem Vortrag gesetzt sind. Ich kann hier nur einige Hinweise geben, die den Sinn haben, die gegenwärtige Situation durch die Abhebung von der Tradition kenntlich zu machen.

Ich beginne mit einem Hinweis auf Aristoteles, in dessen Denken sich die klassische griechische Philosophie vollendet. Aristoteles ist Naturforscher und Philosoph zugleich. Er fragt nicht nur nach der Natur im ganzen, und er stellt nicht nur die Grundbegriffe heraus, von denen her das Wesen der Natur verstehbar wird, sondern er untersucht auch einzelne Naturphänomene. Die ihn leitende Grundvorstellung ist die folgende: Natur ist ein geordnetes Ganzes, das sich in den einzelnen Erscheinungen ausweist. Ein natürlich Seiendes ist ein Seiendes, das in sich selbst den Ursprung der Bewegung trägt. Es ist bestimmt durch Materie und Form. So ist eine Pflanze, etwa eine Rose, ein materielles Etwas, das ein bestimmtes Aussehen hat, durch das es als Rose kenntlich ist. Diese Rose ist geworden. Sie erwuchs aus einem Samen und ging über die Knospe in ihre volle Wesenswirklichkeit, die Blüte, über. Diese Rose wird verwelken und untergehen. Aber aus ihrem Samen werden neue Rosen entstehen. Der sich hier zeigende Zusammenhang ist eine Bewegungseinheit, die sich in einem bestimmten Rhythmus vollzieht. Ich hebe zwei Merkmale heraus, die nach Aristoteles für die Natur wesentlich sind.

Einmal die innere Zweckmäßigkeit, die im einzelnen und im ganzen waltet. Natur hat ihren Sinn in sich selbst als das sich selbst Gestaltende. Und das zweite Merkmal, das nicht weniger wichtig ist: diese Ordnung ist anschaulich gegeben. Ordnung ist kein subjektiver Entwurf, Ordnung ist auch nicht von einem transzendenten Schöpfergott hervorgebracht. Ordnung und Geordnetes gehören wesentlich zusammen in der Weise, daß die Ordnung in den Erscheinungen anschaulich und sichtbar wird. Philosophie und Naturwissenschaft aber bilden eine Einheit, insofern sie diese Ordnung im ganzen und im einzelnen untersuchen.

Zu Beginn der Neuzeit wird dieses Bild der Natur modifiziert. Wenn man das Wesen dieser Modifizierung recht verstehen will, gilt es, sich von einer Vorstellung zu lösen, die heute weit verbreitet ist und der die Meinung zugrunde liegt, daß der neuzeitliche Mensch sich voller Hybris über die Natur erhoben und diese von seiner Subjektivität her als das Feld technischer Ausnutzbarkeit verstanden habe. Diese Vorstellung trifft den historischen Sachverhalt nicht. Was sich ändert, ist die Meinung, daß Natur, insofern sie anschaulich in Erscheinungen gegeben ist, bereits ihr wahres Wesen zeigt. Was sich aber nicht ändert, ist die Grundüberzeugung, daß Natur eine sinnvolle Ordnung darstellt. Diese Überzeugung bleibt erhalten, auch wenn die Ordnung sich nun als quantitativ berechenbarer Gesetzeszusammenhang zeigt.

Ich muß hier aus Zeitmangel die Frage übergehen, ob und in wieweit sich bereits innerhalb des antiken Denkens Vorläufer für die moderne Auffassung der Natur finden lassen. Man könnte auf Demokrit hinweisen, der nicht teleologisch und nicht anschaulich vorgeht, und der in gewisser Weise das neuzeitliche Denken vorwegnimmt, insofern er die Atome als quantitative Einheiten bestimmt, deren Ordnung mechanisch ist; aber es wäre zu bedenken, daß Demokrit die neuzeitliche mathematische Betrachtung fremd ist. Man könnte andererseits auf Plato hinweisen, der in seiner späten Periode versucht, das Wesen des Seienden als bestimmt durch mathematische Grundfiguren zu enthüllen; aber auch hier zeigt sich ein Unterschied: Plato kennt weder die analytische Geometrie noch das experimentelle Verfahren. Aber ich muß diese historischen Zusammenhänge hier auf sich beruhen lassen und versuche einige Grundzüge der neuzeitlichen Naturwissenschaft in ihrer sachlichen Bedeutung herauszustellen. Ich gehe von einem einfachen Beispiel aus, dem durch Newton formulierten Trägheitsgesetz, das besagt: Jeder Körper verharrt in seinem Ruhezustand oder im Zustand der geradlinig-gleichförmigen Bewegung so lange, bis er durch Kräfte, die dem entgegenwirken, veranlaßt wird, diesen Zustand zu ändern. Dies Gesetz bildet nicht die unmittelbar anschaulich gegebene Wirklichkeit der Erscheinungen ab. Es stellt einen idealen Sachverhalt heraus, der im Konkreten gar nicht vorkommt. Dies Gesetz ist im Denken gewonnen. Aber dies Denken ist kein beliebiger Einfall,

sondern es trifft – und das ist das Entscheidende – die Wesensdimension, die hinter den sichtbaren Erscheinungen steht und diese bestimmt. Der Beweis dafür, daß durch die im Denken erfaßten Gesetze die Natur getroffen wird, liegt darin, daß sich von den Gesetzen her die Erscheinungen erklären lassen, und daß sich mit Hilfe des Experimentes, d. h. einer künstlichen Befragung, Ergebnisse erzielen lassen, die dann in der Technik als angewandter Naturwissenschaft fruchtbar gemacht werden können. Descartes ist es insbesondere gewesen, der diesen Ansatz eindeutig herausgestellt hat. Das wahre Wesen der Natur kann nur erfaßt werden, wenn man sich nicht an den Sinnenschein hält, sondern sich der im Denken eröffneten Einsicht anvertraut. Descartes proklamiert die Idee einer *sapientia universalis*, die von der Mathematik geleitet *ordo et mensura* zu den Grundbestimmungen erhebt, von denen her alle Naturerscheinungen verständlich und beherrschbar werden. Blicken wir nun von hier aus auf Aristoteles zurück, so zeigt sich der Unterschied: Natur ist nicht gegebene Anschaulichkeit, die sich in innerer Teleologie regelt, sondern Natur ist ein im Denken zu erfassender Gesetzeszusammenhang, der mathematisch und mechanisch zu berechnen ist. Aber ein Gemeinsames bleibt: Natur ist als solche eine sinnhafte Ordnung, die einsichtig und verstehbar ist.

Der neuzeitliche Ansatz hat nun eine bestimmte Frage aus sich hervorgetrieben: wenn sich Natur als Gesetzeszusammenhang zeigt, worin gründet dieser Zusammenhang selbst? Kant hat diese Frage beantwortet. Die Grundgesetze der Natur werden nicht vorgefunden, vorgefunden werden nur anschauliche Einzelheiten. Die allgemeinen Gesetze entspringen dem Verstand. Die Naturordnung wird also auf die Subjektivität begründet, aber gerade als so fundierte bildet sie ein wirkliches System, weil der Verstand ja selbst ein systematisches Ganzes ist. Philosophie und Naturwissenschaft sind eine Einheit, beide erfassen die eine Natur. Der konkrete Forscher hat es mit den besonderen Erscheinungen zu tun, und der Philosoph deckt die Grundgesetze auf. Er vermag dies, weil die Ordnung, die in den Erscheinungen waltet, identisch ist mit der Ordnung, die die denkende Subjektivität bestimmt.

Überblickt man diese geschichtliche Entwicklung bis zu Kant hin, so fällt auf: die Wissenschaften von der Natur stehen im Zentrum. Die Wissenschaften dagegen, die es mit dem Menschen zu tun haben, insofern er ein handelndes und geschichtliches Wesen ist, treten zurück. Das hat mancherlei Gründe. Ich hebe nur zwei heraus. Einmal: die Tradition der großen klassischen Philosophie ist von einem Denken bestimmt, das den Bezug von Subjekt und Objekt in die Mitte stellt: hier ist ein erkennendes Subjekt und dort ein erkennbares Objekt. Innerhalb dieses Bezuges aber hat nun zunächst das Objekt einen Vorrang. Der Mensch untersucht zuerst nicht sich selbst, sondern das ihm äußerlich Entgegenstehende, d. h. die Natur. Und selbst dort, wo man die Subjektivität

thematisiert — wie es bei Descartes und Kant der Fall ist —, untersucht man nicht das Subjekt in seiner geschichtlichen Einzelheit, sondern insofern es allgemein zu denken vermag, und demgemäß fragt man, wie von diesem denkenden Subjekt der Bezug zu den Objekten gestaltet wird. Der Vorrang der Naturwissenschaft in der klassischen Philosophie hat aber noch einen zweiten Grund. Das Ideal der Philosophie ist das Geordnete, und d. h. das Vernünftig-Allgemeine. Gemessen an diesem Ideal aber stehen die Wissenschaften von der Natur höher als die Wissenschaften vom Menschen, denn das Menschliche ist, wie insbesondere die Geschichte zeigt, weitgehend durch Zufälligkeit bestimmt und daher philosophisch nicht so relevant wie die Natur. Descartes schaltet die Geschichte aus dem Kreis der Wissenschaften aus. Kants Anthropologie — um auf diesen Denker noch beispielhaft hinzuweisen — steht als pragmatisch-empirische Betrachtung dem Rang nach unter einer Wissenschaft aus reiner Vernunft, und die praktische Vernunft, die den Fragen der Moral nachgeht, hat es überhaupt nicht mit dem zu tun, was ist, sondern mit dem, was sein soll.

Dieser Vorrang der Naturwissenschaft wird in der idealistischen Philosophie, insbesondere durch Hegel, negiert. Hier tritt die Geschichte in das Zentrum. Aber wie dies geschieht, ist bezeichnend. Geschichte kommt in den Blick, weil sie, wie Hegel erklärt, gerade nicht zufällig, sondern wesentlich vernünftig ist. Das Geschehen ist vom Weltgeist bestimmt. Welt selbst aber ist, so legt Hegel dar, kein Gegenstand, der dem Subjekt gegenübersteht, sondern das Ganze einer Ordnung, die erst das werden muß, was sie an sich schon ist. Das heißt: Welt ist Geschichte. Hegel nimmt die Geschichte also in sein System auf, weil Geschichte eben ein vernünftiges Geschehen ist, das noch durchschaubarer ist als die Natur. In bezug auf den Kosmos der Wissenschaften besagt diese Überzeugung von der Vernünftigkeit alles Seienden: Philosophie und Wissenschaften sind eine unlösbare Einheit. Es gibt außerhalb der Philosophie eigentlich keine wahrhafte Wissenschaft, und die Philosophie soll ihrerseits nicht mehr Suche und Liebe zur Weisheit, sondern höchstes Wissen sein. 1817 erschien Hegels Werk „Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften“. Der Aufbau zeigt den inneren Zusammenhang. Am Anfang steht die Logik, sie denkt die vernünftigen Grundstrukturen des Seins, dann folgt die Naturphilosophie, die zeigt, wie bereits die Natur als Äußerlichkeit durch den Geist bestimmt ist, und den Abschluß bildet die Philosophie des Geistes, in der sichtbar wird, wie sich der Geist in der geschichtlichen Entwicklung zu seinem absoluten Umsichwissen erhebt.

Die Ansicht, daß Vernunft und Welt eine innige Einheit bilden, die sich in der mit der Philosophie geeinten Wissenschaft nachweisen läßt, ist uns fremd geworden. Der eigentliche Grund der Entfremdung liegt darin, daß sich eine neue Auffassung der Wirklichkeit in der nachidealistischen

Zeit und insbesondere in der Gegenwart durchgesetzt hat, die sich von der Tradition grundlegend unterscheidet. Es ist nun nicht leicht, diese neue Auffassung von der Wirklichkeit zu erfassen. Gleichwohl ist das unerläßlich, wenn man die gegenwärtige Situation der Wissenschaften und der Philosophie begreifen will, denn dieser neue Wirklichkeitsbegriff hat — in unterschiedlicher Weise — die Philosophie ebenso wie die heutige Naturwissenschaft und die heutige Geisteswissenschaft geprägt. Eine der Schwierigkeiten, die sich einem Verständnis dieser Wandlung entgegenstellen, liegt nun darin, daß sich diese neue Bestimmung der Wirklichkeit in der idealistischen Philosophie zwar gebildet hat, daß sie aber dort nie rein herausgearbeitet, sondern sofort durch die Vorstellungen der traditionellen Metaphysik überfremdet wurde. Ich suche daher zunächst unabhängig von der Philosophie zu zeigen, wie sich innerhalb der Wissenschaft die neue Auffassung der Wirklichkeit darstellt und beginne mit einem Hinweis auf die heutige Naturwissenschaft.

Die heutige Naturwissenschaft, d. h. die mathematisch-physikalische Forschung, hat den Bereich des Anschaulichen verlassen. Unser natürliches Weltbild, das auf mittlere Größen eingestellt ist, wurde überschritten oder unterschritten, denn die Objekte der heutigen Naturwissenschaft stellen keine Dinge dar, wie sie uns im Raum der anschaulichen Gegebenheit begegnen. Wesentlicher aber als dieses Überschreiten der Anschaulichkeit ist die Tatsache, daß sich die heutige Naturwissenschaft von der Vorstellung ablöst, daß sich in der Naturwissenschaft das Wesen der Wirklichkeit offenbare. Ich verdeutliche diesen Wandel durch einen Hinweis auf den Unterschied zwischen der antiken und der heutigen Atomtheorie. Das Entscheidende, was diese beiden Theorien voneinander trennt, ist die verschiedene Stellung zur Wirklichkeit. Demokrit lehrt, die Wirklichkeit setze sich aus letzten kleinen unteilbaren Körperchen zusammen — auch die Seele sei aus solchen Einheiten aufgebaut. Atome sind also Aufbauelemente des Kosmos, und Demokrit will — das ist ihm ganz selbstverständlich — durch seine Lehre Auskunft geben über die Wirklichkeit, wie sie an sich und wesentlich ist. Für die heutige Atomtheorie ist das Atom kein vorhandenes Urelement. Man setzt vielmehr, um bestimmte Vorgänge in der Materie zu deuten, das Atom als zusammenfassenden Inbegriff von Vorgängen an. Heisenberg sagt einmal, das moderne Atom sei ein Symbol, bei dessen Einführung die Naturgesetze eine besonders einfache berechenbare Gestalt annehmen. Diese Atome haben ihren „Ort“ innerhalb eines experimentellen Vorgehens. Sie sind Modellvorstellungen, die als solche nicht eine fixe Wirklichkeit abbilden.

Es ist nun außerordentlich schwierig herauszustellen, welche Wirklichkeitsvorstellung dieser Atomtheorie zugrunde liegt. Ich darf dies verdeutlichen durch einen Hinweis, den ein Physiker innerhalb eines Gesprächs zwischen Naturwissenschaftlern und Philosophen gab. Dieser Physiker

sagte: wir haben unter uns eine Sprache ausgebildet, in der der eine Forscher den anderen, der sich bereits innerhalb der physikalischen Vorstellungen bewegt, informiert; unser Ziel ist mögliche Verständigung, die sich durch mathematische und physikalische Ergebnisse ausweist; wir erstreben keine philosophische Deutung der Wirklichkeit. Die vielen kleinen Büchlein über moderne Physik, so fuhr dieser Physiker fort, die heute gekauft werden, geben ein schiefes Bild, insofern sie den Anschein erwecken, als ob die heutige Physik sich zur Aufgabe gesetzt habe, das wahre Wesen der gegenständlichen Wirklichkeit als solches herauszuarbeiten.

Ein solcher Hinweis, in dem sich die faktische Entfremdung von Naturwissenschaft und Philosophie offenbart, zeigt nun in der Tat, wie schwierig es ist, *überhaupt* von einem Wirklichkeitsbegriff der heutigen Physik zu reden. Es könnte aber doch sein, daß gerade diese Auskunft einen ganz anderen Sinn hat als den unmittelbar gemeinten, Aussagen über die Wirklichkeit seien von Physikern nicht zu erwarten. Es könnte in diesem Hinweis eine sehr wesentliche Einsicht verborgen liegen, nämlich die folgende: die heutige Physik gibt in der Tat keine Aussagen über die Wirklichkeit, wenn man unter Wirklichkeit im Sinne der Tradition gegebene Anschaulichkeit oder vernünftige Gesetzesordnung versteht, denn diese Wirklichkeitsbegriffe entsprechen der heutigen physikalischen Forschungslage nicht mehr, oder positiv gesagt: in eben dieser Forschung hat sich bereits faktisch eine Auffassung der Wirklichkeit durchgesetzt, die durchaus von eigenem Rang ist und nicht mehr an vergangenen Begriffen gemessen werden darf.

Ich gehe davon aus, daß sich nach Aussage der Physiker die neue naturwissenschaftliche Denkform wesentlich von dem klassischen Denken unterscheidet, das objektive Vorgangsbilder herausstellte, die ein in sich gültiges Wesen der Wirklichkeit darstellen sollten. Die heutige Forschung ist in Bereiche vorgestoßen, in denen eine Trennung von beobachtetem Objekt und beobachtendem Subjekt, von objektivem Vorgang und eingreifendem Beobachtungsprozeß nicht möglich ist. Das beobachtende Subjekt gehört in die wissenschaftliche Untersuchung, in der sich die physikalische Wirklichkeit ja allererst zeigt, hinein; natürlich ist das beobachtende Subjekt kein willkürliches, aber es ist eben auch nicht mehr — und das ist ein sehr wesentlicher Punkt — das transzendente Subjekt, das in sich ein festes System von Bestimmungen trägt, durch die das Gegebene geformt wird. Das Subjekt bestimmt sich ja als wissendes allererst durch den Prozeß, und ebenso wird das Objekt erst im Prozeß herausgestellt, d. h. beide, Subjekt und Objekt, oder noch genauer: die Verbindung von beiden, in der ihre Isolierung aufgehoben wird, das ist die eigentliche physikalische Welt. Sehr eindrücklich hat dies einmal Max Planck formuliert: „Zu den beiden Welten, der Sinnenwelt und der realen Welt, kommt noch eine dritte Welt hinzu, die wohl von ihnen zu unterscheiden ist: die Welt der

Physik oder das physikalische Weltbild.“ Das Wesentliche an diesem Satz liegt darin, daß hier Planck mit vollem Recht von einer dritten Welt redet. Die Welt der Physik stellt einen Wirklichkeitsbegriff dar, der sui generis ist.

Die Herausbildung dieses neuen Wirklichkeitsbegriffes ist nicht auf die theoretische Physik beschränkt. Auch in anderen Bereichen ist es offensichtlich, daß sich eine neue Wirklichkeitsauffassung durchsetzt. Ich suche dies durch einen Hinweis auf die Wandlung des Verhältnisses von Naturwissenschaft und Technik zu verdeutlichen. Naturwissenschaft und Technik bilden heute eine sich gegenseitig bedingende Einheit. Die Technik ist heute nicht mehr als angewandte Naturwissenschaft zu verstehen, d. h. als ein praktisches Verfahren, das die theoretischen Einsichten der Wissenschaft in das Lebensdienliche umsetzt. Die Naturwissenschaft ist selbst durch und durch technisiert. Als Forschung ist sie ohne eine überaus komplizierte technische Apparatur gar nicht möglich. Das eigentlich Entscheidende aber ist nicht die gegenseitige Verbindung von Naturwissenschaft und Technik, sondern die Tatsache, daß diese Verbindung ihrerseits das Industriesystem bedingt und gleichzeitig durch dieses bestimmt wird. Naturwissenschaft, Technik und Industrie bilden einen Funktionszusammenhang, in dem das eine nicht ohne das andere ist. Und an diesem Zusammenhang kann sich nun auch der Laie klar machen, daß allenthalben sich eine neue Auffassung der Wirklichkeit durchsetzt, die unsere traditionellen Vorstellungen von Wirklichkeit zwar nicht gänzlich negiert, aber doch weitgehend verdrängt. Von der Tradition herkommend und an deren Vorstellung, daß Wirklichkeit eine feste, in sich ruhende Ordnung sei, festhaltend, empfinden wir diese neue Wirklichkeit meist negativ. Wir sagen, daß durch Naturwissenschaft, Technik und Industrie eine Entfremdung von der wahren Wirklichkeit eingetreten sei; vor diese hätte sich gleichsam eine künstlich erzeugte Welt geschoben, die weitgehend unser alltägliches Leben bestimme. Das eigentliche Kennzeichen dieser Welt aber ist, daß in ihr unsere Tätigkeit und die ihr entsprechende Gegenständlichkeit gar nicht zu trennen sind; eins greift in das andere ein, und dies Ineinandergreifen ist so intensiv, daß doch die Frage gar nicht abzuweisen ist: bildet sich hier nicht ein neuer Wirklichkeitsbegriff heraus, der gar nicht mehr an den traditionellen Vorstellungen einer in sich gültigen Welt des Seienden zu messen ist?

Ich breche diesen Hinweis auf die Naturwissenschaft und ihren Zusammenhang mit Technik und Industrie ab und wende mich nun der modernen Geisteswissenschaft zu, denn auch hier zeigt sich die Herausbildung eines neuen Wirklichkeitsbegriffes. Dieser ist inhaltlich gesehen durchaus vom Wirklichkeitsbegriff der Naturwissenschaft zu unterscheiden, und ich möchte hier ausdrücklich anmerken, daß nichts verkehrter wäre, als nun in Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft eine inhaltlich

völlig gleiche Entwicklung anzunehmen; das ist schon deswegen unmöglich, weil die Fragestellungen dieser Wissenschaften durchaus je von eigener Art sind. Aber das Entscheidende ist ja, daß gerade bei aller Unterschiedenheit sich parallele Strukturen zeigen, und auf diese gilt es einmal zu achten, wenn anders man verstehen will, wodurch die heutige Situation der Wissenschaften eigentlich bedingt ist.

Die modernen Geisteswissenschaften haben sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts herausgebildet, und an ihrem Entstehen war die Philosophie maßgeblich beteiligt. Das Vorgehen war zunächst dadurch bestimmt, daß man versuchte, die Geisteswissenschaften gegen die Naturwissenschaften abzugrenzen. Das war durchaus der Situation entsprechend, denn das 19. Jahrhundert leitete ja, wie man zu sagen pflegt, den Siegeszug der Naturwissenschaften ein, und die Geisteswissenschaften mußten zunächst im Gegenzug zur Naturwissenschaft erst einmal ihr Eigenrecht herausstellen. Aber diese historisch bedingte Genesis sollte heute doch ein wenig revidiert werden. Bei aller Betonung der Eigenständigkeit der Geisteswissenschaft geht es heute von der Philosophie her gesehen darum, philosophisch zu begreifen, worin das Gemeinsame beider Wissenszweige besteht.

Das Wesentliche der Entstehung der modernen Geisteswissenschaft liegt in ihrer Vergeschichtlichung. Wir reden nicht ohne Grund von historischen Geisteswissenschaften. Den Anstoß gab Hegel. Hegel, so sahen wir, erkannte, daß alle Erscheinungen des Geistes geschichtlich geprägt sind, aber er war der Meinung, daß diese geschichtliche Entwicklung eine Stufenordnung bilde, die sich am Ende, wenn der Geist zu sich selbst gekommen ist, in ein endgültiges System aufheben lasse. Die moderne Geisteswissenschaft, an deren Konsolidierung die historische Schule und Wilhelm Dilthey maßgebend beteiligt waren, bestritt diese Möglichkeit des Abschlusses der Geschichte. Sie vergeschichtlichte radikal, und hier zeigt sich die Struktur des neuen Wirklichkeitsbegriffes sehr deutlich. Das Geschichte erforschende Subjekt steht nicht, wie die Neukantianer und in gewisser Weise der frühe Dilthey meinten, als transzendentes Subjekt über dem geschichtlichen Prozeß, sondern ist durch diesen selbst bestimmt. Das besagt: Geschichte als solche ist ein Wirkungszusammenhang, in den das erkennende Subjekt ebenso verstrickt ist wie die zu untersuchende Vergangenheit. Die Vergangenheit wird erst hell, wenn der Forscher eigene Fragen an sie stellt, aber diese sind durch die Tradition, aus der er kommt, weitgehend bedingt. Man kann sich diesen Zusammenhang verdeutlichen durch die Vielheit, die dem Begriff „Geschichte“ heute zu eigen ist. Der Begriff „Geschichte“ meint nicht nur die Geschichtsforschung, in der ein Subjekt Vergangenes untersucht, er meint auch nicht nur die res gestae als ein dem Subjekt vorgegebenes objektives Geschehen. Der Begriff „Geschichte“ bedeutet vor allem das Geschehen, durch das die Vergangenheit *und* ich selbst bestimmt sind. Die Geschichte ist die Wirklichkeit, die das menschliche Leben

als solches kennzeichnet. Dies Geschehen vollzieht sich nicht über unsere Köpfe hinweg, etwa im Sinne einer göttlich gelenkten Heilsgeschichte oder einer Geschichte des absoluten Geistes im Sinne Hegels. Wir handeln im Geschehen mit, jedoch — und das ist entscheidend — in der Weise, daß eben dies Handeln nicht abzuziehen ist von einem objektiven Verlauf; deswegen sind wir auch nicht in der Lage, das Geschehen einfach beherrschen zu können.

Es wäre nun eine eigene und reizvolle Aufgabe zu zeigen, wie sich konkret in der Philosophie diese Wendung zur Geschichte vollzogen hat. Zuerst und vor allem wäre die Philosophie Diltheys zu erörtern. Dilthey sagt: das Leben ist die schöpferische Lebendigkeit, die das Vergangene und uns bestimmt; an ihm selbst aber ist das Leben nicht faßbar, wir haben es nur in geschichtlichen Erscheinungen. Es wäre aber auch an Martin Heidegger zu denken, und zwar gerade an den späten Heidegger. Der frühe Heidegger hat Geschichtlichkeit formal auf die Zeitlichkeit des Daseins begründet und d. h. sie von der Subjektivität her, freilich nicht einer reinen, sondern einer welthaft endlichen Subjektivität bestimmt. Wenn der spätere Heidegger dagegen vom Sein redet und sagt, daß Sein kein Gegenstand ist, sondern das im Geschehen selbst An- und Abwesende, dann ist hier in den Bestimmungen einer sich selbst negierenden Metaphysik die Geschichte als eine Dimension aufgezeigt, in der wir uns nicht mehr selbstherrlich als ein Subjekt über ein Objekt erheben, sondern in der das Geschehen uns selbst und das Seiende bestimmt. Ich muß mir hier aber eine Erörterung der näheren Zusammenhänge, in denen sich die Wendung zur Geschichte in der Philosophie darstellt, versagen, und versuche nun zum Abschluß noch einmal auf die grundsätzlichen Fragen einzugehen, die sich von dem Gesagten her für das Verhältnis von Philosophie und Wissenschaft ergeben.

Das Entstehen der modernen Geisteswissenschaften vollzog sich, wie ich andeutete, im Zusammenhang einer Auseinandersetzung mit der idealistischen Philosophie. Aber gerade diese Auseinandersetzung ist dadurch gekennzeichnet, daß es auch in der nachidealistischen Periode weithin nicht gelang, die idealistische Metaphysik als solche zu negieren. Ich suche das zu erläutern. Die idealistische Philosophie stellt ein durchaus zweideutiges Gebilde dar. Sie hat — ich denke hier insbesondere an Hegel — entdeckt, daß die Wirklichkeit weder eine objektive Welt ist, zu der ein Subjekt dazutritt, noch eine bloße Gegebenheit, die ein transzendentes Subjekt erst zur Objektivität formt. Wirklichkeit ist vielmehr die Sphäre einer Bewegung, in der Subjekt und Objekt unlösbar aufeinander bezogen sind. Aber gerade die idealistische Philosophie — und das ist die andere Seite — hat diesen neuen Wirklichkeitsbegriff nie als solchen herausgestellt, sondern sogleich metaphysisch zu fundieren gesucht. Die als Prozeß verstandene Wirklichkeit wurde ihrerseits bestimmt von einer absoluten

Subjektivität her, die den Prozeß im ganzen umgreift. Die nachidealistische Philosophie hat diesen Gedanken des absoluten Subjektes negiert. Aber in ihr lebte gleichsam der metaphysische Trieb nach einem Absoluten weiter. Dieser Trieb war zwar gebrochen, denn einen absoluten Geist zu etablieren, das trauten sich die nachidealistischen Philosophen nicht zu. An die Stelle einer eindeutigen Begriffsmetaphysik trat die negative Metaphysik des Unbedingten. Das zeigt sich sehr deutlich in Diltheys Ansatz: das Leben steht hinter allen geschichtlichen Erscheinungen, es ist an ihm selbst nicht zu begreifen. Aber gerade als unbegriffenes Hintergründiges ist es ein Un-bedingtes. Dilthey philosophiert, wie Julius Stenzel einmal formuliert, aus einer metaphysischen Stimmung heraus. Und mutatis mutandis gilt diese negative Orientierung an der Metaphysik auch für Heidegger. Das Sein ist kein Gegenstand, auf den ich mich direkt beziehe, aber gerade deswegen ist es das, von dem her wenigstens die Unverstehbarkeit und Unverfügbarkeit des Geschehens verstehbar ist. Es zeigt sich also, daß die Entdeckung des neuen Wirklichkeitsbegriffes durch das Hängenbleiben an der Metaphysik verkürzt wurde. Und dazu kommt noch ein Zweites, das die Ausarbeitung des neuen Wirklichkeitsbegriffes hemmte. Man suchte, verborgen durch die Angst bestimmt, daß der neue Wirklichkeitsbegriff das Feste aufheben könne, voridealistisches Gedankengut wieder ins Zentrum zu stellen. So etablierte man — um nur auf eines hinzuweisen — von einer Seinsontologie her den Gedanken einer in sich bestehenden Wirklichkeit, man denke nur an Nicolai Hartmann.

Angesichts dieser Situation erhebt der Philosophie die Aufgabe, sich selbst erst von dem metaphysischen Hang nach dem Absoluten zu reinigen, wenn anders sie den echten geschichtlichen Auftrag, ihre Zeit in Gedanken zu erfassen, erfüllen will. Die Philosophie muß sich in einer kritischen Auseinandersetzung mit dem Idealismus *und* im Gespräch mit den Wissenschaften und deren Vollzug den neuen Begriff der Wirklichkeit allererst zu erarbeiten suchen. Die auftretenden Schwierigkeiten werden dabei durchaus verschiedenartig sein. Die Naturwissenschaften werden philosophische Überlegungen weithin ablehnen auf Grund einer pragmatisch-positivistischen Einstellung, die im Grund ein Skeptizismus ist, der seinerseits dadurch zustande kommt, daß die traditionellen Wirklichkeitsvorstellungen dem konkreten wissenschaftlichen Vorgehen nicht mehr angemessen sind. Die Geisteswissenschaften und die geisteswissenschaftlich orientierte Philosophie werden, insofern sie von der Metaphysik herkommen, behaupten, der Versuch, die neue Wirklichkeit positiv zu bewerten, widerspräche der Bestimmung des Menschen, ein animal metaphysicum zu sein und setze indirekt den historischen Relativismus, an dem wir doch alle litten, absolut — aber das Leiden am historischen Relativismus kommt ja nur zustande, wenn man noch ein Absolutes erstrebt. Solchen Einwänden gegenüber gilt es, in dem neuen Wirklichkeitsbegriff den

möglichen gemeinsamen Bezugspunkt von Natur- *und* Geisteswissenschaften zu erkennen. Die Herausarbeitung dieses Wirklichkeitsbegriffes ist heute eine vordringliche Aufgabe der Philosophie, wenn anders die Philosophie ihren Auftrag erfüllen soll, die Einheit der Wissenschaften auch im Zeitalter ihrer Verselbständigung und Zersplitterung sichtbar zu machen.

WILHELM VON HUMBOLDT UND DIE DEUTSCHE UNIVERSITÄT

Von Georg Kotowski

In einer seiner fesselndsten, zugleich aber auch aggressivsten Altersarbeiten hat der verstorbene Ehrenbürger der Freien Universität Berlin, Theodor Litt¹, die Behauptung aufgestellt, „daß unser klassisches Bildungsideal kaum in einem ungünstigeren Augenblick hätte ans Licht treten können als in dem Moment, da die gesellschaftliche Welt zu einer ihrer gewaltigsten Umgestaltungen ansetzte“. Ohne die Größe dieses Ideals, dessen Zentralgedanken er in der Humanitätsidee, gelehrt und gelebt vornehmlich von Wilhelm von Humboldt, sah, zu bestreiten, erklärte er es doch für durchaus ungeeignet, die Probleme unserer Zeit zu meistern. Die naturwissenschaftlich-technische Welt mit ihrem Zwange zur Teilung der Arbeit, die wirtschaftlich-gesellschaftliche Entwicklung, die mit unablenkbarer Folgerichtigkeit am Leitfaden der „Sache“ vorwärtsschreite, müsse, wie er meinte, in einen immer schärfer werdenden Gegensatz zu einer anthropozentrischen Denkweise treten, welche das „Innere“ bedingungslos dem „Äußeren“ überordne².

Litt war einer der ersten Kenner der deutschen Geistes- und Bildungsgeschichte; ein solches Urteil aus seinem Munde kann daher nicht leichtin beiseite geschoben werden. Und dieser große Philosoph war und ist nicht der einzige, der das Nachwirken des Lebenswerkes eines Mannes kritisiert, der mit der Gründung der Universität zu Berlin die deutsche Universität überhaupt zu einem der führenden Institute im geistigen Leben der Menschheit machte, der die staatliche höhere Schule in Preußen erstehen ließ und der als Staatsmann wie als Diplomat, als Gelehrter und als Denker Bedeutendes, ja Hervorragendes geleistet hat. Fast alle Kritiker sind sich freilich darin einig, daß Humboldt und diejenigen Denker und Künstler, deren Zusammenwirken einer Epoche unserer Geschichte die Stellung der klassischen verschaffte, Männer von außergewöhnlichem Range gewesen sind; ihre Kritik richtet sich daher im allgemeinen weniger gegen das Wirken dieser Männer als gegen die zeitlose Allgemeingültigkeit, die diesem Wirken zugemessen wurde und wird³.

Die Frage, ob und in welchem Umfange die Universität Humboldts noch lebt, ist Gegenstand der Gesamtheit dieser Universitätstage. Philosophen, Soziologen, Fachgelehrte werden sie behandeln, und sie sind gewiß zuständig dafür. Aber auch die historische Fragestellung, die

Voraussetzungen und Entwicklung des Humboldtschen Denkens sowie seine praktische Anwendung in seiner Zeit zu erfassen versucht, hat ihre Berechtigung, und wir tun gut daran, unser Thema nicht weit, sondern eng zu fassen, wenn wir in der Kürze der Zeit zu brauchbaren Aussagen kommen wollen. Allgemeine Begriffe wie Klassik, Humanität oder Bildung überhaupt werden wir daher nicht untersuchen können. Wenig sinnvoll wäre es auch, die Vielzahl großer Persönlichkeiten, die hier in Betracht kämen, zusammenfassend oder auch nacheinander zu behandeln, um ihren jeweiligen Anteil an der Schaffung eines deutschen Bildungsideals zu erkennen. Unser Thema grenzt unsere Bemühungen ein. Die folgenden Überlegungen werden dem Leben und Werk Wilhelm von Humboldts und seiner Bedeutung für die Entstehung der neueren deutschen Universität gewidmet sein. Auch in dieser Beschränkung ist das Thema noch so weit gefaßt, daß keineswegs alle damit aufgeworfenen Probleme aufgegriffen oder gar befriedigend gelöst werden können. Indessen wird es hoffentlich möglich sein, Grundlagen für klarere Urteile zu schaffen, als es die sind, denen man auf Schritt und Tritt begegnet. Zu diesem Zwecke wird es nicht genügen, Humboldts Gedankenwelt abstrakt darzustellen. Wenn es auch richtig ist, daß Gedanken und Ideen ein von ihren Urhebern losgelöstes Leben führen können, so setzt vertieftes Verstehen doch voraus, Leben, Denken und Werk eines Mannes als die Einheit zu begreifen, die sie in Wirklichkeit gewesen sind.

Zunächst einige biographische Angaben⁴: Die Freiherren von Humboldt entstammen einer pommerschen Junkerfamilie. Wilhelm wurde in Potsdam, sein jüngerer Bruder Alexander, der als Naturforscher Weltruhm erlangte, wurde in Berlin geboren. Sie gehörten also zu der Schicht, die man später in meist abschätzigem Sinne „Ostelbier“ nannte. Wilhelm, Jahrgang 1767, wurde von Privatlehrern in rationalistischem Sinne nach den Grundsätzen einer „vernünftigen“ Pädagogik, wie die Zeit sie verstand, erzogen. In den Berliner Salons, vor allem in dem der Henriette Herz⁵, die er zeitlebens verehrte, stieß er auf Menschen, welche die immer flacher werdende Aufklärung auf geistigem, künstlerischem und politischem Gebiet zu überwinden trachteten. Hier lernte er auch seine künftige Frau, Caroline von Dacheröden, kennen, deren Besitzungen ihm später den Lebensstil eines von ständigen Einkünften unabhängigen Mannes gestatteten. Als Student der Jurisprudenz wurde er in Göttingen auf die klassische Philologie und die neue Philosophie Immanuel Kants aufmerksam; beide haben ihn entscheidend geprägt. Obwohl er auf einer Bildungsreise in Paris Augenzeuge der Anfänge der großen Revolution wurde, gewann er zunächst kein tieferes Interesse an politischen Fragen. Lange noch blieb er ein dem Staate abgewandter Weltbürger und Philantrop. Zwar

legte er noch die Staatsprüfung als Jurist ab; sein Interesse aber galt lediglich seiner individuellen Bildung, und eine öffentliche Wirksamkeit strebte er nicht an. Mit dem größten Philologen der Zeit, Friedrich August Wolf, mit Goethe und mit Schiller trat er in enge Beziehungen; mehrere Jahre lang lebte er mit seiner Familie im Auslande, vor allem in Paris. Als reicher und unabhängiger Mann war er Herr seiner Zeit, der seinen wissenschaftlichen und künstlerischen Neigungen nachgehen konnte, ohne damit einen Zweck zu verfolgen.

Für diesen Abschnitt seines Lebens, dem im übrigen auch seine vielzitierte Schrift „Ideen zu einem Versuch, die Gränzen der Wirksamkeit des Staats zu bestimmen“⁶, entstammt, wäre eine Kritik, die sich gegen den Kult der eigenen Persönlichkeit bei Humboldt richtet, durchaus zutreffend, aber doch eben nur für diesen Abschnitt. Denn mit der Jahrhundertwende setzte ein schneller Reifungsprozeß ein, der Humboldt nach wenigen Jahren in den Stand setzte, in maßgebender Stellung in der Staatsregierung tief in die Geschicke seines Volkes einzugreifen. 1802 wurde er preußischer Resident beim Heiligen Stuhle⁷; seine amtlichen Geschäfte waren fast bedeutungslos und gestatteten es ihm, die unübersehbaren Schätze Roms zu genießen. Andererseits aber erhielt er doch einen gewissen Einblick in die politischen Geschäfte, und er begann, seine instinktive, philosophisch höchst oberflächlich begründete Abneigung gegen den Staat zu überwinden.

Als der preußische Staat unter den Schlägen der Armeen des Kaisers der Franzosen zusammenbrach, lebte Humboldt noch fast ungestört in Rom; er hatte nicht die mindeste Absicht, diese so angenehme Stellung aufzugeben. Seine Berufung zum Leiter der Sektion für Kultus und Unterricht im Innenministerium, die auf Veranlassung des Freiherrn vom Stein erfolgte, traf ihn überraschend. Er hat das neue Amt ungern übernommen und nur kurze Zeit innegehabt⁸. In wenig mehr als einem Jahre hat er alles das, was seine Stellung in der Bildungsgeschichte ausmacht, vollbracht oder eingeleitet. Im Kreise der großen Reformer hat er einen entscheidenden Beitrag nicht nur zur Überwindung der augenblicklichen Staatskrise, sondern auch zur dauernden Umgestaltung des preußischen Staates geleistet. Bald wieder in seinem eigentlichen Beruf, der Diplomatie, tätig, wurde er Gesandter in Wien mit dem Range eines Staatsministers, erster Gehilfe Hardenbergs bei den Verhandlungen über die Neuordnung Europas nach dem Sturze Napoleons und vertrat anschließend sein Land in Frankfurt und London. 1818 als Minister für ständische Angelegenheiten nach Berlin berufen, geriet er sofort in schwere Auseinandersetzungen mit Hardenberg, die durch Humboldts leidenschaftliche Ablehnung der Reaktionspolitik und durch den Beginn der „Demagogen“-Verfolgung unüberbrückbar wurden. Mit General von Boyen und den letzten bis da-

hin noch im Amt geduldeten Reformern wurde er 1819 in Ungnade entlassen. Bis zu seinem Tode wurde er kaum mehr zu Staatsgeschäften herangezogen. Ein reiches wissenschaftliches Werk, vor allem auf dem Gebiete der Sprachforschung, ist in den letzten anderthalb Jahrzehnten dieses beagnadeten Lebens noch entstanden. Und schließlich wandte sich Humboldt mit mehr als wissenschaftlichem Interesse der orientalischen, vornehmlich der indischen Philosophie zu. Er ist 1835 im Schlosse Tegel bei Berlin gestorben.

Dieser ungewöhnliche Mann hat, ohne eigentliche Vorkenntnisse und jedenfalls ohne die mindeste praktische Vorbereitung, das deutsche Bildungswesen in Organisation und Charakter entscheidend bestimmt. Er handelte nicht nach einem vorgefaßten Plan und versteifte sich nicht auf starre Prinzipien; seine Universitätskonzeption entstammte der praktischen Arbeit und hat sich mit deren Fortschreiten entwickelt. Wenn man das Heranreifen wichtiger Entscheidungen, deren Ergebnisse bald sozusagen kanonische Geltung erlangten, chronologisch untersucht, so wird deutlich, daß Humboldt in nicht wenigen Fällen und auch bei entscheidenden Problemen seine Meinung ständig überprüfte und sich nicht scheute, sie aufzugeben, wenn er einsah, daß sie nicht zu verwirklichen gewesen wäre⁹. Nichts wäre irriger als die Auffassung, als gebe es eine Anzahl von Vorschriften, die Humboldt ein für allemal als das Regulativ einer Universität betrachtet hätte. Allerdings wurde sein ganzes Handeln von Grundsätzen bestimmt; diese werden wir zu prüfen haben. Dabei wird erkennbar werden, daß Humboldt keineswegs seine persönliche Weltanschauung, seine Verehrung der Alten und die Hochschätzung der klassischen Bildung, nicht einmal das ihm eigene Humanitätsideal¹⁰ zu den unverrückbaren Grundprinzipien einer Universität zählte, die damit für jedermann verbindlich geworden wären. Dem steht nicht im Wege, daß er für seine Überzeugungen mit Entschiedenheit eintrat und sich im Kreise ihm Wesensverwandter am wohlsten fühlte. Für unsere Fragestellung ist allein wichtig, ob und in welchem Umfange diese seine Überzeugungen wesensnotwendig zu dem von ihm geschaffenen Typ der Universität gehören.

Bei Übernahme seines Amtes hatte Humboldt noch nicht einmal klare Vorstellungen von den Aufgaben, die er lösen sollte. Das Gebiet war ihm fremd; ihn reizte die Aussicht nicht, mit den schwierigen Menschen, die zu seinem neuen Verwaltungsbereich gehörten, von Amtes wegen zusammenzuarbeiten. Er klagte über die Professoren, die Gelehrten, „die unbändigste und am schwersten zu befriedigende Menschenklasse — mit ihren sich ewig durchkreuzenden Interessen, ihrer Eifersucht, ihrem Neid, ihrer Lust zu regieren, ihren einseitigen Ansichten, wo jeder meint, daß nur sein Fach Unterstützung und Förderung verdiene“¹¹. Und doch ist es demselben Manne zu verdanken,

daß die in Verruf geratenen deutschen Universitäten neues Ansehen, daß ihre Professoren eine bislang unerreichbare Stellung in der Gesellschaft erlangten.

Als er zum Handeln aufgerufen war, handelte er ebenso geschickt wie energisch. Ein hausbackener, noch ganz dem aufgeklärten Absolutismus verhafteter König¹², ein ihm nicht günstig gesonnener vorge-setzter Minister¹³, skeptische und selbst mißgünstige Untergebene erforderten Begabung und Erfahrung des Diplomaten, wenn überhaupt etwas erreicht werden sollte. Dazu kam der Zustand des Staates, in dessen Dienst wenig Ruhm zu gewinnen war. Nach der vernichtenden Niederlage in der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt hatte Preußen in dem überaus harten Frieden von Tilsit (1807) die Hälfte seines Staatsgebietes an den französischen Eroberer und von diesem geschaffene Satellitenstaaten abtreten müssen. Noch Jahre danach stand der Reststaat unter der Kontrolle des Siegers, dessen drückende Forderungen den endgültigen Untergang Preußens herbeizuführen drohten. Ein verarmter, ausgebluteter, vom Willen fremder Mächte abhängender Staat, dessen Einwohner vor kommenden Katastrophen zitterten, ist es gewesen, den Humboldt und die übrigen Reformer wieder aufbauen sollten. Immer ist im Auge zu behalten, daß die Reform des Bildungswesens der Jahre 1809 und 1810 Teilstück einer umfassenden allgemeinen Staatsreform gewesen ist und unmöglich verstanden werden kann, wenn man sie als Selbstzweck, als eine Angelegenheit der Schulen und Hochschulen auffaßt. Mit der Bauernbefreiung, der Städteordnung, der Neugliederung der obersten Verwaltungsbehörden, der Heeresreform, der Judenemanzipation, der Gewerbefreiheit und der Deprivilegierung des Adels bildet sie ein Ganzes. Der Freund Goethes und Schillers, der Liebhaber des Schönen und der Verehrer der Antike tritt in ihr aus seinem noch überwiegend privaten Leben hervor und wird ein vollgültiger Kampfgefährte so harter und entschiedener Männer wie Stein und Hardenberg, Scharnhorst und Boyen. Bei aller Verschiedenheit dieser Naturen, bei aller Unterschiedlichkeit auch der von ihnen vertretenen Ziele verbindet sie ein Gemeinsames: Der preußische Staat muß, wenn er sich wieder aufrichten, ja wenn er auch nur überleben will, aus den ausgeleiterten Geleisen des aufgeklärten Absolutismus herausgerissen und auf neue Wege geführt werden; eine ganz neue Vorstellung vom Staate als einer sittlichen Gemeinschaft ist erforderlich, wenn der endgültige Absturz ins Bodenlose vermieden werden soll. Nicht mehr kann es sich darum handeln, daß ein wohlmeinender König, daß rechtschaffene, aber geistlose Beamte das Glück ihrer Untertanen fördern, diese aber dabei auf Schritt und Tritt gängeln. Die Kräfte dieser bisherigen Untertanen selbst sind es, die, je nach den Fähigkeiten des einzelnen, den Staat formen müs-